

Familienplanung

Hauptsache, sie ist gesund!

Viele werdenden Eltern wünschen sich ein Mädchen. Klingt progressiv – ist es aber nur bedingt. Denn der Nutzen von Jungs hat sich nicht verändert, der von Mädchen schon.

Von **Klaus Raab**

10. April 2023, 13:44 Uhr / [108 Kommentare](#) /

EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN



Forscherinnen und Forscher stellen fest: In Deutschland gibt es eine Mädchenpräferenz. © Oleg Zaicev/plainpicture

Es gibt Sätze, die in Deutschland vor allem deshalb gesagt werden, weil man sie eben so sagt. Einer lautet: "Egal, was es wird: Hauptsache, das Kind ist gesund." Aber jetzt bitte einmal hinsetzen und tief durchatmen: Der Satz ist ziemlich genau zur Hälfte Quatsch.

Ein Kind soll in erster Linie gesund sein, dieser Teil stimmt natürlich. Der Reproduktionsmediziner Markus Kupka vom Kinderwunschzentrum Altonaer Straße in Hamburg sagt, das habe für die Menschen, die zu ihnen kommen, besonders hohe Priorität. Sie würden außerdem fragen, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, im Rahmen einer Kinderwunschbehandlung Zwillinge zu bekommen. Wie belastend eine solche Behandlung an sich sei und was sie koste. Die Frage, ob man das Geschlecht des Kindes beeinflussen könne, sei

vergleichsweise selten. Das wäre auch in Deutschland, wie in den allermeisten europäischen Staaten, nicht erlaubt. Die Präimplantationsdiagnostik hat enge ethische Grenzen.

Aber das heißt nicht, dass viele Eltern in Deutschland nicht doch ein Wunschgeschlecht haben. Sie haben eines, das ist statistisch belegt.

"*Gender matters*", sagt Karsten Hank, Professor für Soziologie an der Universität Köln, der seit Jahren zu Familienplanung forscht. Wie groß die Bedeutung des Geschlechts für werdende Eltern ist, überrasche ihn immer wieder – zumal sich nicht nur vage Sympathiebekundungen nachweisen ließen, sondern "stabile Effekte auf Verhalten", also auf die Familienplanung. "Die Leute hätten am liebsten einen Geschlechtermix", sagt Hank. Also einen Jungen und ein Mädchen statt zwei Jungen oder zwei Mädchen.

Der Nutzen von Mädchen für eine Familie ist größer geworden

Es gibt aber noch eine zweite Geschichte in den Daten, auf die Hank sich bezieht. Wenn sich Eltern entscheiden müssten, dann nähmen sie, statistisch betrachtet, ein Mädchen: Hauptsache, sie ist gesund. Hank hat diese "Mädchenpräferenz" zuletzt 2020 festgestellt [<https://link.springer.com/article/10.1007/s10680-019-09527-y>].

Schon vor mehr als 20 Jahren, 2001, wurde die für Deutschland ermittelt. Damals zeigten sich in einer Studie der Soziologin Hilke Brockmann allerdings noch Ost-West-Unterschiede zwischen Frauen. Die Präferenz für Mädchen gab es nur bei jenen, die in der DDR sozialisiert wurden, wo Frauen viel häufiger erwerbstätig waren, während in der Bundesrepublik das männliche Alleinverdienermodell weit verbreitet war.

Mittlerweile aber zeigt sich, dass die Wahrscheinlichkeit, dass Eltern ein drittes Kind bekommen, deutschlandweit größer ist, wenn die ersten beiden Jungen sind. Wer zwei Mädchen hat, hat die Familienplanung häufiger abgeschlossen. Die Tendenz aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als sich Frauen in Deutschland eher einen Sohn wünschten, hat sich heute umgekehrt.

Was aber bedeutet diese Mädchenpräferenz, die sich nicht in überwältigenden Mehrheiten ausdrückt, aber doch in "robusten Zusammenhängen", wie Karsten Hank sagt? Oder wie Soziologen es formulieren würden: Wenn die Datenlage so ist, wie sie ist – in welcher Gesellschaft leben wir dann eigentlich gerade?

Nahe liegt zum Beispiel die Interpretation, dass sich hier ein Modernisierungseffekt zeigt, wie es in der Forschungsliteratur zum Thema immer wieder anklingt: Früher wollten die Menschen eher Jungs, weil Männer die Familie und später auch die Eltern wirtschaftlich versorgen konnten,

jedenfalls wurde ihnen diese Aufgabe eher zugeschrieben als Frauen. Der Sohn hatte die wirtschaftliche Grundlage zu legen, den Hof oder das Unternehmen zu übernehmen oder außer Haus zu arbeiten.

Wenn heute Mädchen bevorzugt werden, könnte das damit zu tun haben, dass heute auch Frauen eine wirtschaftliche Ernährerrolle zugeschrieben wird.

Wunschgeschlecht als Ausdruck gesellschaftlichen Wandels

Darauf deutet auch die Forschung von Magdalena Grabowska und Ewa Cukrowska-Torzewska von der Universität Warschau hin. Sie haben jüngst eine Studie veröffentlicht, für die sie das Fortpflanzungsverhalten in elf mittel- und osteuropäischen Staaten verglichen [<https://www.demographic-research.org/volumes/vol48/8/default.htm>]. Die Wahrscheinlichkeit, dass ab 1960 geborene Frauen ein zweites Kind bekommen, ist demnach in mittel- und osteuropäischen Staaten – vor allem in der Tschechischen Republik, Estland und Ungarn – dann höher, wenn das erste Kind ein Junge war. Für Deutschland sehen sie diesen Zusammenhang nicht. Hier zeigt sich die Präferenz für Mädchen anderen Studien zufolge, wenn die ersten beiden Kinder Jungen sind.

Ewa Cukrowska-Torzewska erklärt das auf Anfrage von ZEIT ONLINE "mit laufenden Veränderungen in der Gesellschaft". Die Rolle der Frau sei etwa stärker als vor einigen Jahrzehnten. Und das wirkt sich auf die Aufgaben aus, die Mädchen zugeschrieben werden. Dass in einer jüngeren, nicht aber in einer älteren Frauengeneration Töchter bevorzugt würden, "spiegelt wahrscheinlich die wachsende wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frauen und ihre zunehmende Fähigkeit wider, ihre Eltern im Alter finanziell zu unterstützen", schreibt Cukrowska-Torzewska.

Es gibt noch eine zweite Begründung für die Mädchenpräferenz in den mittel- und osteuropäischen Staaten. Die Geschlechternormen dort seien konservativ. Und anders als in anderen europäischen Regionen werde die Pflege "als Familienangelegenheit wahrgenommen", sagt Cukrowska-Torzewska. Die Mädchenpräferenz könne also auch darauf zurückzuführen sein, dass eher von Töchtern als von Söhnen erwartet wird, dass sie sich mit in die Betreuung von Geschwistern einbringen und später bei der Pflege älterer Familienmitglieder.

Werden Jungs heute benachteiligt?

Das erste Argument – Frauen als *breadwinner* – spräche für die Modernisierungsthese. Das zweite – Frauen als *caregiver* – aber womöglich eher für eine Stabilität tradierter Rollenbilder.

Und so ist es möglich, sich über den Aufstieg der Mädchen und die Abkehr vom männlichen Alleinernährermodell zu freuen und gleichzeitig skeptisch zu sein:

weil schon geschlechtsspezifische Verhaltens- und Rollenerwartungen auf Kinder projiziert werden, bevor sie überhaupt geboren sind, obwohl das Geschlecht doch gar nicht so bedeutend sein müsste. Oder sollte.

Fragt man Soziologieprofessor Hank, wie er die Befunde der Forschung erklärt, sagt er: "Mädchen bringen für eine Familie immer noch die Vorteile mit sich, die sie schon früher hatten, also dass sie als emotional zugänglicher gelten, dass ihnen eine größere Verantwortung übertragen wird bei der Pflege der Eltern." Aber gleichzeitig seien sie nun auch noch erwerbstätig, könnten also die Familie finanziell unterstützen. "Der potenzielle Nutzen für die Familie ist größer geworden, während sich der von Jungs nicht verändert hat."

Dass daraus Nachteile für die heutigen Jungs resultieren, sieht Hank überhaupt nicht. Es gebe keinerlei Hinweise auf geschlechtsspezifische Vernachlässigung von Kindern; das Verhältnis von Frauen und Männern in der Gesellschaft sei ja ziemlich ausgeglichen.

Man dürfe die Befunde nicht überbewerten, sagt Hank. Er findet sie vor allem interessant, weil sie gesellschaftlichen Wandel ausdrücken. Teil eins einer Genderrevolution sei seit den Sechzigerjahren umgesetzt worden: Die Frauen hätten sich in Sphären etabliert, die vorher Männern vorbehalten waren, vor allem auf dem Arbeitsmarkt. Teil zwei der Revolution stehe aber noch aus: Männer hätten ihre Verhaltensweisen bislang nicht in demselben Maß verändert und sich in die Familienarbeit eingebracht. Aber das könnten sie ja tun.

Markus Kupka, der Reproduktionsmediziner aus dem Hamburger Kinderwunschzentrum, hat da auch keine Sorgen. Es komme gelegentlich vor, dass Menschen Fragen zum Geschlecht des Kindes hätten, sagt er. Zwei-, dreimal pro Woche frage vielleicht jemand, ob ein Mädchen oder ein Junge zu erwarten sei. Hinterher aber, wenn das Kind dann da sei, sei keine Präferenz erkennbar. Dann kämen manche Eltern noch einmal mit dem Kinderwagen vorbei, um stolz und dankbar das Ergebnis der Mühen vorzustellen. "Dass da jemand mal sagt: Schade, es ist ein Junge", sagt Kupka, "nein, das kommt nicht vor."